

Der Mirabellenbaum

Leseprobe

Was geht vor?

Der alte Lukas ist tot. Eines Morgens findet Pauline ihn wie friedlich schlafend hinten im Gärtnerei-Schuppen. Da hat er manchmal übernachtet, wenn es nicht zu kalt war.

Und nun ist er tot. Ich habe ihn nicht gut gekannt, ihn nur immer von weitem gesehen. Aber Mama kannte ihn gut, von Kind an. Sie hat mir manchmal erzählt, wie freundlich er zu ihr war, als sie damals herkam, als kleines verwaistes Mädchen. Er hat sich immer viel Zeit genommen, um sich mit ihr zu unterhalten.

Mama hat ihn sehr gern gehabt.

„Wie einen Großvater,“ sagt sie, denn einen solchen hat sie nie gehabt. Ich ja auch nicht, ich habe auch nie einen vermisst. Schließlich habe ich ja Eltern.

An diesem Tag von Lukas Tod sitzt Mama wieder lange Zeit am Klavier. Das hat sie schon einige Zeit nicht getan. Papa hört es nicht gern. Es macht ihn krank, sagt er.

Wie kann schöne Musik jemanden krank machen! Ich verstehe es nicht.

An diesem Tag aber setzt sich Mama trotzdem ans Klavier. Ich sitze im Sessel am Fenster und lausche. Es ist wunderschön, egal, was sie spielt. Seit einiger Zeit gibt sie mir Unterricht, und ich bin gar nicht so unmusikalisch, wie ich dachte. Im Gegenteil. Mama lobt mich oft. Aber auch das möchte Papa eigentlich nicht. Wie musizieren nur, wenn er nicht zu Hause ist.

Jetzt ist er nicht da, also kann Mama ruhig spielen.

Sie erklärt mir die einzelnen Stücke, diese schwierige Etüde von Liszt mit den „vertrackten Stellen“ darin – wie sie sich ausdrückt. Dann einiges aus den „Kinderszenen“ von Schumann, eine Beethoven-Sonate und von Haydn das Kaiserquartett, wo man im Konzert beim Andante immer vor lauter Ergriffenheit aufstehen müsse.

„Ich wäre so gern mit Papa in die Oper gegangen,“ sagt sie. „Aber er wollte doch nicht.“

Sie ist aber mit einer Freundin hingegangen, erzählt sie mir. Auch das hat Papa nicht gefallen, sie hat es aber manchmal trotzdem getan.

Und Schallplatten hat sie sich gekauft, die sie dann hörte, wenn Papa nicht da war. Aber letztlich hätten die Schallplatten nicht den Konzertbesuch ersetzen können. Da hätte man doch die Wucht des unmittelbaren Musikerlebens gespürt. Wie auch in der Oper.

Ach, und dann Wagner. „Götterdämmerung“ und das „Siegfried-Idyll“. Wie gern hätte sie das mal in dem alten Opernhaus erlebt. Einen ganzen Abend lang bis in die Nacht hinein, denn die Wagner-Opern seien ja ganz schön lang.

Mama spielt noch ein paar Stücke von Verdi und Mozart.

Und dann ist Chopin dran, ihre Lieblingsmusik.

„Chopin,“ sagt sie voller Begeisterung, „dieser Teufelsvirtuose auf dem Klavier. Ein kränklicher Pole zwar, der arme Kerl. Die Schwindsucht hat ihn schon mit neununddreißig hinweg gerafft, aber welch ein Komponist!“

Und dann spielt Mama eine Etüde, und schließlich noch einen Walzer, der ihr am leichtesten durch

die Finger gleitet.

Schließlich legt sie die Hände in den Schoß.

Stille um uns her.

„Schön war das.“

Nach einer Weile sagt sie: „Wir beide werden einmal in die Oper gehen, Laura. Du und ich. Was hältst du davon?“

Ich wundere mich, dass wir das nicht längst getan haben. In unserem Hause – oder vielmehr in unserer Familie – scheint es anders zu sein als in anderen Familien. Wir unternehmen kaum etwas zusammen. Früher war das anders. Da gab es Picknicks, Kinobesuche, Einladungen und Ausflüge. Wenn ich jetzt darüber nachdenke: viel war es eigentlich nicht, aber doch mehr als jetzt. Im Laufe der Zeit sind solche Unternehmungen immer seltener geworden. Es ist, als sei in unserem Hause die Zeit irgendwie eingefroren, auf unheimliche Weise zum Stillstand gekommen.

Ob das mit Papas Krankheit zusammen hängt?

Ich kann mich kaum noch daran erinnern, wann dieses Kränkeln begonnen hat. Irgend etwas fehlte ihm immer, sei es nun das Asthma, mit dem er zeitweise zu kämpfen hat, oder irgendeine Allergie. Und noch so einiges Andere.

„Ich wünschte, ich könnte auch so Klavier spielen wie du,“ sage ich zu Mama.

„Du bist schon recht gut,“ sagt sie. „Ich bin sehr zufrieden mit dir.“

„Im Grunde kann ich nichts so richtig,“ jammere ich. „Die Schule macht Spaß, aber sonst hab ich überhaupt keine Talente. Ich kann nicht Singen, ich kann nicht Zeichnen und Malen, und keine Handarbeit macht mir Spaß. Dieses bisschen Musikalität ist doch für die Katz. Ich sehe mich schon auf irgendeinem Bürostuhl in irgendeiner langweiligen Firma sitzen, wenn ich die Schule hinter mir habe.“

Mama steht auf und kommt zu mir herüber.

„Aber Laura, du bist zehn Jahre alt. Du hast so viel Zeit vor dir, um zu lernen. Und du lernst gut, besser als andere Kinder. Ich bin stolz auf dich. Du wirst schon noch herausfinden, wofür du dich eignest. Wohl kann nicht jeder alles lernen, aber im Laufe der Zeit wirst du herausfinden, was dir liegt. Nun sei nicht ungeduldig. Mach es vor allem nicht so wie ich: geh nicht zu früh von der Schule ab. Lerne soviel du kannst, und sperr Augen und Ohren auf für das, was um dich vorgeht.“

Oh ja, das tue ich.

Von diesem Tage an will ich das mehr denn je tun. Denn an diesem Tag ist mir noch etwas klar geworden: In unserem Hause haben die Dinge sich verändert. Langsam und schleichend. Und nicht zum Guten! Anfangs für mich nicht wahrnehmbar, dann jedoch mehr und mehr. Begonnen hat es mit Papa. Er hat sich am meisten verändert.

Ich denke an seine zunehmenden Beschwerden: diese Allergien, die Müdigkeit, der Mangel an Konzentration, dann diese Platzangst – ach, und vieles mehr.

Die Stimmungsumschwünge haben zugenommen. Manchmal ist er fröhlich und ausgelassen, dann versinkt er in düstere Melancholie. Ist das schon eine Depression? Seine Stimmungen können schnell wechseln.

Bisher hab ich das alles als körperliche Leiden gesehen, aber allmählich weiß ich nicht mehr, was ich davon halten soll. Was ist das für eine seltsame Krankheit, die er hat?

Vor ein paar Tagen habe ich etwas Merkwürdiges beobachtet. Ich saß mit einem Buch auf der Terrasse, und hin und wieder ließ ich meine Blicke schweifen, weil ich mich auf das Lesen nicht recht konzentrieren konnte. Zu viele Dinge gingen mir durch den Kopf, und alle drehten sich um

Mama und Papa.

Da schaue ich zufällig durch die Scheibe ins Wohnzimmer und sehe Mama allein mit einem Album dort sitzen. Ich sehe, dass sie ein Foto von Papa anschaut, lange Zeit. Es ist ein altes Bild, es muss zu der Zeit aufgenommen worden sein, als beide sich gerade erst kennen gelernt hatten. Da klingelt das Telefon und Mama verlässt den Raum. Das Album bleibt offen auf dem Tisch liegen.

Ich sehe Papa den Raum betreten, mit düster verhangener Miene. Er geht zum Tisch und blickt auf das Foto hinunter. Auch eine lange Zeit, seine Miene scheint noch düsterer zu werden. Nun ja, immerhin ist er inzwischen älter geworden, als er sich auf dem Foto sieht. Dann verlässt er ruckartig den Raum. Er sieht so erschreckend zerquält aus, dass ich ins Haus gehe, um – ja, um was? Ihn zu trösten? Zu fragen, was in ihm vorgeht?

Unschlüssig bleibe ich in der Diele stehen. Die Tür zum Badezimmer steht halb offen. Ich sehe Papa vor dem Spiegel stehen, hineinstarren. Und dann sehe ich sein Gesicht im Spiegel.

Ich sehe all seine Gefühle darin, die er in diesem Moment zu empfinden scheint: Eifersucht auf jenes längst vergangene junge Selbst, das einmal einen bewundernden, hingebungsvollen Ausdruck in das Gesicht seiner Frau zaubern konnte. Schmerz über das Verlorene. Angst vor der Zukunft. Das alles glaube ich in seiner Miene, in seinen Augen zu erkennen.

Ich sehe, wie es ihn schüttelt wie in einem Krampf, seine Hände klammern sich um den Rand des Waschbeckens. Er schließt die Augen und lehnt sich dagegen und ich denke, vielleicht wird er nun jeden Moment umkippen. Das geschieht aber nicht.

Ich stehe wie versteinert da, das Herz krampft sich mir zusammen. Dann schleiche ich mich leise davon. Er soll nicht sehen, dass ich ihn beobachtet habe.

Ich weiß, dass Papa schlecht schläft. Leider ist es nicht wie bei Mama, die ja sehr wenig Schlaf braucht. Er muss schlafen, sonst fühlt er sich elend. Ich habe ihn gesehen und gehört, wenn er in den frühen Morgenstunden - unzählige Zigaretten rauchend und auf die Morgendämmerung harrend – durch die untere Halle marschiert.

Manchmal sitzt er da in einem Zustand der Benommenheit, als sei sein Geist weit fort.

Einmal sah ich sie beide nachts in der Küche. Ich war von irgend einem Geräusch aufgewacht, das geht mir jetzt öfter so. Ich bin beunruhigt von dem, was sich so tut. Also mache ich mich auf den Weg zur Küche, um mir etwas zu Trinken zu holen. Auf halbem Wege mache ich Halt, ich habe Stimmen gehört, die Tür zur Küche steht halb offen.

Ich stehe da und beobachte und lausche. Ganz nah bin ich ihnen, so dass ich alles sehen und hören kann. Einen Augenblick lang wird mir bewusst, dass ich meine Eltern belausche. Vielleicht sollte ich das nicht tun. Dann aber sind alle Bedenken fort. Es ist mir gleich, was man tun sollte und was nicht. Ich muss endlich herausfinden, was in unserem Hause nicht stimmt.

Ich nehme jede Einzelheit überdeutlich wahr: den Duft des Kaffees, Mamas Blick – hart wie Stahl -, die hellen Einbaumöbel und Geräte einer sauberen, modernen Küche, Mamas seidenen, geblühten Morgenmantel, der sich über ihrem schlanken Körper spannt, die dunkelrote Haarsträhne über ihrer Stirn. Sogar das leichte Blähen ihrer Nasenflügel entgeht mir nicht.

Und dann Papa. Ich sehe nur seinen Rücken. Zusammen gesunken sitzt er auf dem Küchenstuhl, der Kopf mit dem dunklen, zerzausten Haar hängt tief herunter. Die Hände liegen auf den gespreizten Knien, und es sieht aus, als könnte er jeden Augenblick das Gleichgewicht verlieren und vom Stuhl fallen.

All das sehe ich überdeutlich, und ich rieche den Kaffeeduft und Mamas Parfum. Ich sehe die Dunkelheit hinter den Fensterscheiben und den hellen Fleck von vergossener Milch auf der Arbeitsplatte. Ich sehe die Krümel auf den blitzenden Fliesen des Fußbodens und den blühenden Geranientopf auf der Fensterbank. Ich höre den Klang ihrer Stimmen, selbst das leise Vibrieren der Angst darin nehme ich wahr.

Nichts, nichts von alledem entgeht mir.

Die ganze Atmosphäre erscheint mir so dicht und geladen, dass es in meinem Nacken kribbelt. Es ist, als hätte ich hundert zusätzliche Sinne oder Antennen, um alles, was um mich ist, bis ins Kleinste aufzunehmen. Ich weiß, dass ich die schreckliche, belastende Gabe der Bewusstheit besitze; ich trage sie ständig mit mir herum.

Mein Blick ruht auf Papa. Immer noch sitzt er regungslos, die Hände hängen ihm zwischen den Knien herab, das Haar wirr ins Gesicht.

Hat Mama gar kein Mitleid mit ihm?

Nein, der Blick, den sie ihm zuwirft, ist nach wie vor kühl und hart. Sie stellt eine Kaffeetasse vor ihn hin, schenkt ihm Kaffee ein. Ich sehe, wie Papas Hand zittert, er kann die Tasse nicht zum Mund führen. Auf halbem Wege stellt er sie klirrend zurück, so dass der Kaffee auf die Untertasse schwappt.

Ich höre Mama reden, kann aber nur einzelne Worte verstehen. Ihre Stimme klingt rau und tief, wie immer, wenn sie ärgerlich ist. Und jetzt scheint sie sehr ärgerlich zu sein. Ich höre Worte wie „Arzt“ und „Kur“, dazwischen Fluchen. Das tut Mama hin und wieder, das weiß ich.

Papa hingegen habe ich bisher niemals fluchen hören. Auch nicht laut brüllen oder wütend schimpfen. Er ist ein sanfter Mann, ich kenne ihn nicht anders.

Auch jetzt sitzt er da wie ein Häuflein Elend, was er sagt, verstehe ich nicht, höre nur den jammernden Tonfall seiner Stimme. Das scheint Mama vollends aus der Ruhe zu bringen.

„Verdammt, so kann es nicht weiter gehen,“ sagt sie so laut, dass ich zusammen fahre. „Also lass das endlich. Ich halte es nicht länger aus. Du weißt, dass ich meine Drohung wahr mache, wenn sich nichts ändert. Wenn du dein Verhalten nicht änderst!“

Ich fliehe, laufe in mein Zimmer hinauf, schließe leise die Tür hinter mir.

Mein Herz klopft laut. Was hat das zu bedeuten. Was hält Mama nicht aus? Papas Beschwerden, die ihn so depressiv werden lassen?

Er soll sich verändern! Was ist damit gemeint? Und was ist das für eine Drohung? Etwa eine Scheidung?

Es überläuft mich kalt. Nur das nicht, um Gottes Willen. Meine Mama, mein Papa – die können sich doch nicht trennen! Das würde ich nicht aushalten, nie und nimmer.

Außer mir vor Schrecken krieche ich ins Bett zurück. Da liege ich wach bis zum hellen Morgen, in der Hoffnung: wenn die Sonne aufgeht, ist alles wieder gut.

Seit zwei Tagen schlafe ich hier oben in der Mansarde. Mein goldgelbes Kinderzimmer gefiel mir nicht mehr. Irgendwie hatte ich das Gefühl, ich sei ihm entwachsen. So habe ich alle Spielsachen, die Puppen und Teddys, die Kisten mit dem ganzen Kram, unten stehen gelassen und bin nach oben gezogen.

Papa schüttelte fassungslos den Kopf. In diese alte Dachkammer zieh ich hinauf, lasse all meine schönen Sachen unten zurück. Mama aber versteht mich. Sie hat selbst früher hier oben geschlafen, und es hat ihr gut gefallen. Sie freut sich, dass ich nun in ihr altes Kinderreich einziehe.

Mein Bett steht unter der Dachschräge, es ist Mamas altes Bett. Wenn es am Tage heiß wird, herrscht hier eine brütende Hitze, und wenn es regnet, trommelt es laut über meinem Kopf. Wind und Regen machen ihre eigene Musik.

Ich bin ganz allein hier oben und das ist mir gerade recht. Alles ist geblieben, wie es war, oder doch fast. Da steht noch Mamas Schrank, in den ich nun meine eigenen Kleider eingeräumt habe - bis auf die feinen Kleidchen und Röcke, die Papa so liebt. Die sind unten geblieben, wo ich sie ja jederzeit holen kann.

Dann gibt es noch das Tischchen unter dem Fenster mit dem Stuhl davor, ein paar Regale mit Büchern und Krimskrams und eine alte Kommode. Vor dem Bett liegt ein dickes Fell, das Oma Pauline mir abgetreten hat, und vor dem Fenster hängen ein paar Mobiles, die Mama und ich gebastelt haben. Darin ist sie groß, im Basteln, Weben und Handarbeitmachen.

Von hier oben habe ich eine prächtige Aussicht, die allerbeste im Haus. Der Morgen ist die schönste Zeit: die Amseln und Buchfinken unten im Garten, und die Lerchen draußen über den Feldern. All das scheint von hier aus ganz nah.

Vor dem Fenster steht ein Fliederbusch, dessen Blüten ich bis hierher riechen kann. Man hat ihn jedoch ein Stück gekürzt, er war zu hoch geworden. Oma Pauline tut sich schwer mit dem Abschlagen oder Beschneiden von Fliederbüschen; nur wenn es unbedingt nötig ist, lässt sie sich dazu überreden. So war es mit dem Busch unter meinem Fenster.

Er musste einer Kletterrose Platz machen, die bis unters Dach hinauf klettert. Es ist eine besondere Rose, sagt Oma. Warum weiß ich nicht, denn so überaus schön ist sie gar nicht. Wir haben viel schönere im Garten. Vielleicht erinnert diese hier sie an Opa Nepomuk, wer weiß. Mit ihren alten Erinnerungen ist sie ja besonders eigen.

Ich liege mit offenen Augen im Bett und kann nicht einschlafen. Es ist nicht ganz dunkel im Zimmer. Die Brise, die von Zeit zu Zeit ein Wölkchen vor das Mondlicht schiebt, wirft die Schatten der alten Kletterrose immer wieder über Wand und Decke, jedes Mal gleich und doch jedes Mal anders, eben wie Rosen sich bewegen, wenn ein sanfter Wind hindurch fährt.

Rosen, schwankende Mondgesichter von weißlichen, lose geballten Blüten, die sich halb über mein Schlafzimmerfenster ergießen.

Meine Gedanken laufen durcheinander. Sie taumeln zwischen Traum und Wirklichkeit, dazwischen der Ruf der alten Eule aus dem nahen Wäldchen und das Grillengezirp einer Sommernacht.